

# "Seid untereinander gastfreundlich, ohne zu murren"

Autor(en): **Ackermann, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **57 (1980)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1030657>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## «Seid untereinander gastfreundlich, ohne zu murren»

Predigt, gehalten beim ökumenischen Wortgottesdienst am 21. Januar 1979 in der Klosterkirche Mariastein von Hrn. F. Ackermann, Pfarrer der christkatholischen Pfarrgemeinde Olten

Hochverehrter Abt Mauritius,  
Verehrte Patres und Fratres,  
Liebe Brüder und Schwestern,

Am 1. September des Jahres 1854 verliess ein Bauernwagen das Dorf Therwil. Neben dem Führer des Fahrzeuges sass ein Jüngling von 21 Jahren. Er hatte bereits seit fünf Jahren die Klosterschule von Mariastein besucht und sich entschlossen, ein Jünger des heiligen Vaters Benedikt zu werden. Auf dem Bauernwagen lagen einige Bündel Kleider und Wäsche, alle die Habseligkeiten, die ein Novize ins Kloster mitzubringen hatte.

Der junge Mann aus Therwil hiess Paulin Gschwind. Hier im Kloster Mariastein keimte dann in Paulin Gschwind der Wunsch, sich an der Universität Tübingen theologisch weiterzubilden. Dieser Wunsch brachte ihn in einen Konflikt mit dem Abt. Im März 1858 trat Paulin Gschwind aus dem Kloster aus.

Er studierte in Tübingen und München Theologie, wurde durch Bischof Arnold in Solothurn zum Priester geweiht. Nach einem Vikariatsjahr in Olten wurde er Pfarrer in Ramiswil und im Frühjahr 1865 Pfarrer in Starrkirch bei Olten.

Die aufgrund des Ersten Vatikanischen Konzils aufflammenden Auseinandersetzungen machte er mit als leidenschaftlicher Gegner des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit. Am 30. Oktober 1872 wurde Paulin Gschwind von Bischof

Eugenius Lachat exkommuniziert. Diese Exkommunikation war der Startschuss für die Vorgänge, die dann rasch zur Gründung der christkatholischen Kirche der Schweiz führten. Ziemlich genau dieselben Kreise, die führend beteiligt waren am Leidensweg, den das Kloster Mariastein am Ende des vorigen Jahrhunderts gehen musste, waren die treibenden Kräfte zur Bildung einer christkatholischen Kirche der Schweiz. — Katholiken wurden einander fremd, ja, als Römischkatholiken und als Christkatholiken wurden sie einander feind, verketzerten einander und taten einander weh.

Heute hat dieses Kloster den christkatholischen Pfarrer von Olten und den bischöflichen Vikar der christkatholischen Kirche der Schweiz mit seiner Frau zusammen hierher eingeladen. Wir haben miteinander den Mittagstisch geteilt und jetzt dürfen wir zusammen Gott loben. Wir spüren, wie wunderbar es ist, Schranken zu überwinden und die apostolische Mahnung ernst zu nehmen, die als Motto über dem heutigen 4. Tag der Weltgebetsoktave steht: «Seid untereinander gastfreundlich, ohne zu murren.» Wir empfinden diesen Tag als einen Tag der Erfüllung und des Segens.

Wenn ich das so sage, kann das in den Ohren vieler übertrieben tönen. Sie werden sagen, dass damit für die Ökumene noch nicht viel gewonnen sei. Gewiss, wenn man den Anlass isoliert und für sich betrachtet, ist diese Kritik berechtigt. Aber er ist ja gar nicht isoliert. Ersparen Sie mir bitte die Aufzählung all der ernsthaften Zusammenarbeit, die sich auf den verschiedenen Ebenen heute abspielen: auf der Ebene der Kirchenleitungen in der Arbeitsgemeinschaft der christlichen Kirchen, in den Fachgremien für Seelsorge, Erwachsenenbildung, Religionsunterricht, Liturgie, Entwicklungshilfe und Missionsarbeit und nicht zuletzt auf der Ebene vieler Kirchengemeinden.

Viel ernster zu nehmen ist der Einwand, dass das alles nur an der Oberfläche bleibe und sich im Rahmen netter unverbindlicher Höflichkeit und nicht immer ganz aufrichtiger Diplomatie abspie-

le. Bevor wir diesem Einwand näher nachgehen, wollen wir uns doch klarmachen, dass eine solche äusserliche Vorstufe von Ökumene dringend nötig ist, oder, um mit dem heutigen Evangelium zu sprechen: Wenn Martha den Herrn nicht in ihr Haus eingeladen hätte, wenn sie sich nicht die Mühe genommen hätte, all das auf sich zu nehmen an äusserlichen Dingen, die eine solche Einladung im Gefolge hat, dann wäre es nicht zu dem Gespräch zwischen Jesus und Maria gekommen. Und eben dieses Gespräch wird von Jesus als das Eigentliche, das Bessere bezeichnet. Damit gibt Jesus allerdings denen recht, die skeptisch sind gegen alle nur äusserliche Ökumene.

Wenn wir von Ökumene reden, dann müssen wir uns darüber klar sein, dass die heutige Ökumene ihren mächtigsten Impuls empfangen hat in den Konzentrationslagern von Nazideutschland und in den Bedrängnissen der Kirche während des Zweiten Weltkrieges. Dort, wo einige Christen weder Kreuz noch Kerzen, keine liturgischen Gewänder und Formulare mehr hatten und das Abendmahl nur noch mit einem Blechnapf für den Wein und einem Aluminiumteller für das Brot feiern konnten angesichts des drohenden Todes, da, wo die Angst um das nackte Leben eine Mauer um sie aufrichtete, die höher war als die Mauer ihrer konfessionellen Ängste und Befangenheiten, da wurde es möglich, einander die innersten Gefühle zu offenbaren und aufeinander zu hören, da bekam man den Anstoss, das «Bessere» zu wählen, wie Jesus sagt.

Es ist nicht zu bestreiten, dass vieles, was sich ökumenisch nennt, an diesem Besseren vorbeigeht. Dieses Bessere setzt voraus, dass man sich selber und damit auch seine eigene kirchliche Herkunft und Eigenart ernst nimmt. Ökumene kann nie etwas Gutes werden, wenn man sich selber verleugnet. Denn nur an den Gegensätzen, die uns trennen, kann sich das Gespräch und das Aufeinanderhörenkönnen entzünden, da können wir erfahren, was der Gast, den wir aufgenommen haben, uns zu bringen hat. Da können wir beglückend erfahren, was wir ihm geben können, und noch viel mehr, was wir gemeinsam finden

können in den Geheimnissen des Glaubens. Nur dann können wir auch von unseren inneren Unsicherheiten offen reden, können uns gegenseitig unsere Hilflosigkeit eingestehen, und erst dann können wir auch wirklich gemeinsam beten.

Es ist nicht wahr, dass solches ökumenisches Tun unsere eigene kirchliche Gemeinschaft gefährdet. Alle ernsthafte ökumenische Zusammenarbeit, die über den äusserlichen Marthadienst des Gastfreundlichen und Freundlich-Betrieblichen hinausgeht — ich denke da persönlich vor allem an unsere Beobachtererfahrungen im Rahmen der Synode 72 —, alle diese Zusammenarbeit stärkt uns für unsere Arbeit in der eigenen Kirche. Nicht nur weil wir durch das Erkennen der Nöte einer andern Konfession unsere eigenen Nöte wieder leichter tragen und vor allem auch besser lernen, ihren Stellenwert zu erkennen, sondern auch weil wir neue Ideen erhalten und weil wir gezwungen werden, uns selber gegenüber ehrlich zu sein.

So kann es auch bei uns geschehen, wenn wir Gastfreundschaft üben — und ich meine da durchaus nicht nur ökumenisch-kirchliche Gastfreundschaft Fremden und nicht zuletzt auch unsern Fremdarbeitern gegenüber —, dass wahr wird, was der Hebräerbrief sagt:

*«Bleibt fest in der brüderlichen Liebe.  
Vergesst nicht, gastfrei zu sein,  
denn dadurch haben einige,  
ohne es zu merken,  
Engel beherbergt.»*

Es ist nicht von ungefähr, dass es ein Kloster ist, das durch seine Gastfreundschaft heute bezeugt, dass wir in der Nachfolge Christi Mauern überspringen können. Denn das Kloster ist ein Modell christlicher Existenz, totalen Christseins. Es liegt im Wesen unseres gemeinsamen Glaubens, die Mauern zum Fremden hin zu überspringen, denn wir glauben an den Gott, der sich nicht der Welt gegenüber verschloss, sondern wir glauben an den Gott, der in seinem Sohne Jesus sein Innerstes, sein Selbst hineingab in die rücksichtslose Fremdheit dieser Welt.